

BAUNETZWOCHE #600

Das Querformat für Architekten

2. Juni 2022



DIESE WOCHE

Sechshundert. Die Zahl steht für die Kontinuität und den Erfolg der Baunetzwoche. Für diese Jubiläumsausgabe haben wir unser [Archiv](#) nach Themen durchsucht, deren Relevanz ungebrochen ist – und die Protagonisten von damals erneut befragt.



6 Baunetzwoche Revisited

Mit Beiträgen von Oliver Elser, Sabina Strambu, Florian Heilmeyer, Christina Gräwe, Tor Seidel, Stefan Rethfeld, Urte Schmidt, Michael Keller, Friederike Meyer, Katharina Matzig und Muck Petzet

3 Architekturwoche

4 News

47 Bild der Woche

Titel: „Theater Total“ in der St-Albertus-Magnus-Kirche von Gottfried Böhm in Bochum, Foto von Christian Huhn

oben: „Feuer und Flamme“ von Bruno Wank (2016)
Foto: Hermann Reichenwallner, Courtesy QUIVID

Heinze GmbH | NL Berlin | BauNetz

Geschäftsführer: Ulf Thiele

Gesamtleitung: Stephan Westermann

Chefredaktion: Friederike Meyer

Redaktion dieser Ausgabe: Stephan Becker und Friederike Meyer

Artdirektion: Natascha Schuler



Keine Ausgabe verpassen mit dem Baunetzwoche-Newsletter. Jetzt abonnieren!



Foto: Aline Henchoz / Wikimedia / CC0 1.0

MONTAG

Der Abschied von La Chaux-de-Fonds geriet für Le Corbusier angesichts des Streits um das letzte seiner dortigen Projekte, der legendären Villa Schwob, wenig feierlich. Da passt es, dass das Haus bis heute nicht öffentlich zugänglich ist. Besser läuft es bei seinem ersten Gebäude in der Uhrmacherstadt. Das entstand schon 1905 nach einem Entwurf, den der erst achtzehnjährige Charles-Édouard Jeanneret zusammen mit zwei Mitschülern unter Aufsicht ihres Lehrers René Chapallaz an der Kunstgewerbeschule gezeichnet hatte. Inspiriert von Charles L'Eplattenier, der ebenfalls dort lehrte, erhielt ihr Kollege Louis-Edouard Fallet ein Haus im jugendstilartigen Style sapin. Wie [kürzlich](#) bekanntgegeben wurde, ist ein Besuch der Villa Fallet nach ihrem Kauf durch die Stadt im Rahmen eines Festivals zum „Uhrmacher-Urbanismus“ Ende Juni erstmalig möglich. *sb* www.urbanisme-horloger.ch

NEWS

HINTERHOF, PARIS

BAUNETZ WISSEN



Charly Broyez, Courtesy Gecina, Mars Architectes

Eine Passage durch den Blockrand zu einem begrünten Hof – und schon erheben sich vier Geschosse Holzskelettbau mit Anmut. Mars Architectes entwarfen den Geschosswohnungsbau in einem Pariser Hinterhof unweit der Place de la Nation. Die dunkle Holzfassade ist geschützt durch umlaufend auskragende Balkone, getragen von filigranen Stützen und Balken mit weiß lasierten Schnittflächen. Das Gebäude mit 14 Wohnungen stützt sich auf eine bestehende Tiefgarage. Zwei Passagen und zwei Höfe machen die Erschließung zu einem Wechselspiel von Enge und Weite, bepflanzt als Garten oder ganz in Weiß gestaltet.

www.baunetzwissen.de/holz

VOM LAGER ZUM LOFT

BAUNETZ ID



Foto: José Hevia

Das in Barcelona ansässige Büro Allaround Lab sollte eine frühere Lagerhalle zu einem komfortablen Zuhause für ein amerikanisch-mexikanisches Paar umbauen. Die Bauherrschaft wünschte sich ein Loft zum Leben und Arbeiten, für Partys mit Freunden und Weinproben. Die Räume sollten wohnlich wirken und im Alltag gut funktionieren. Mit „minimalen Mitteln, die zum Bewohnen eines Ortes nötig sind“ ging Allaround Lab an das neue Projekt heran. Stauraum, Küche, Bad und ausreichend Platz, um sich zu bewegen, waren die Grundpfeiler der Planung.

www.baunetz-id.de

BUCHTIPP

BAUNETZ MELDUNGEN



Foto: Arthur Köster / Bearbeitung: Hassan Bagheri

Die Existenz der Villa Wolf in Guben, die 1926 nach Plänen von Ludwig Mies van der Rohe fertig wurde, währte nur kurz: 18 Jahre nach der Fertigstellung musste die Familie Wolf fliehen, ihr Haus brannte aus und die verbliebenen Backsteine wurden als Baumaterialien für andere Gebäude genutzt. Das Grundstück kam in den Besitz der polnischen Stadthälfte Gubín, die es als Teil eines Stadtparks begründete. Die Geschichte der Villa ist nun Gegenstand eines Buches, welches das Anliegen eines Fördervereins unterstützen soll: Die möglichst originalgetreue Rekonstruktion des Hauses für ein „Mies Museum Gubin“. Der Rezensent empfiehlt es weiter.

www.baunetz.de/meldungen

„Endlich eine Plattform gezielt für Architekturstudierende.“

JETZT NEU
baunetz-campus.de

baunetz
CAMPUS

Inspiration und Information

Die Bibliothek ohne Rückgabefrist

Die Bühne für das Uniprojekt

Lernen, Planen, Bauen

Abschluss - und jetzt?

Architekturkosmos für Studierende

baunetz-campus.de

BAUNETZWOCHE REVISITED

"Spaces Between Trees and People" (2013) von Jeppe Hein,
Teil des Münchner QUIVID-Programms. Foto: Wilfried Peitz

Die Zahl steht für Kontinuität und den Erfolg des Formats Baunetzwoche: 599 Mal hat die Redaktion aktuellen Themen eine Bühne gegeben. Sie hat Autorinnen zu Wort kommen lassen und die Arbeiten von Architekten, Kuratorinnen, Künstlern und Fotografinnen gezeigt. Sie hat Einblick in wachsende Städte und ferne Länder gegeben, Architekturprojekte im Zusammenhang dargestellt, Ausstellungen und Buchinhalte beleuchtet und dabei immer wieder zum Reisen und Diskutieren angeregt.

Für diese 600. Ausgabe der Baunetzwoche haben wir unser Archiv nach Themen durchsucht, deren Relevanz ungebrochen ist – und die Protagonisten von damals erneut befragt.

Wie geht es der Architektur in Österreich?

Welche Wege beschreitet die Kirche mit ihren Räumen?

Was wurde aus Dubai?

Wie steht es um den Denkmalwert der Alltagsarchitektur in NRW?

Wo steht der Holzbau in Deutschland?

Wohin entwickelt sich die Ritterstraße in Berlin-Kreuzberg?

Worin besteht der Erfolg des Münchner Programms QUIVID?

Was wurde aus den jungen Talenten der Shortlist?

Hat „Reduce Reuse Recycle“ Eingang in die Planungspraxis gefunden?

Die Antworten zeigen, wie wertvoll ein zweiter Blick sein kann, und dass die Gestaltung von Räumen nie zu Ende ist.

www.baunetzwoche.de



Links: Installation von Folke Kötterling mit Schafswolle als Wärmedämmung.
Unten: Installation von Milan Mijalkovic und Katharina Urbanek. Sie verwenden sogenannte „Nasenschilder“, die normalerweise bei zu verkaufenden Immobilien auf die Fenster geklebt werden.

Fotos: Wolfgang Thaler



TEMPORÄR UND DAUERHAFT

DER CLUB HYBRID, EIN DEMONSTRATIVBAU IN GRAZ, ENTSTANDEN AUS DER TRADITION DES EXPERIMENTS

VON OLIVER ELSER

Coop Himmelblau, Haus-Rucker-Co., Zünd-Up, Salz der Erde oder – aktuell im MAK in Wien zu sehen – die Gruppe „Missing Link“: Damit ging es los, in den 1960er und 1970er Jahren. Peter Cook sprach ehrfürchtig vom „Austrian Phenomenon“ der jungen, wilden Avantgarde. Als Archigram-Gründer galt er als Experte, sein Wort hatte Gewicht. Um das Jahr 2000 herum schien sich etwas ähnliches zu ereignen. Und wieder diese Namen! Propeller-Z, Alles wird gut, Feld 72, Querkraft oder Splitterwerk hießen die Gruppen, um nur die Bekanntesten zu nennen. Waren das Marketingstrategien oder wehte da erneut der Geist des Kollektivs durch die Szene? Viele sahen sich nicht als Egoshooter, sondern

versuchten gemeinsam eine neue Baukultur zu etablieren. Die IG Architektur (Interessengemeinschaft Architektur) sagte dem versteinerten Kammersystem den Kampf an. Doch auch zwanzig Jahre später gibt immer wieder neue Experimente zu beobachten. Da ist zum Beispiel das „Kollektiv AKT“, das aus 17 gleichberechtigten Mitgliedern besteht und im kommenden Jahr gemeinsam mit dem Großmeister der Wiener Raffinesse, dem dann 86-jährigen Hermann Czech, in einer radikalen Geste den Österreich-Pavillon der Architekturbiennale zur Stadt öffnen will.



Im Bild rechts ist eine Tür zu sehen, die mutmaßlich von Hans Hollein entworfen wurde und aus dem Halfway stammt, einem temporären Projektraum in Wien, den die Initiator*innen des Club Hybrid zwischen 2018 und 2019 betrieben haben. Fotos: Wolfgang Thaler

Im Jahr 2021 war das „Kollektiv AKT“ in Graz zu Gast. Eingeladen hatte der Club Hybrid, ein temporäres Selfmade-Architekturfestival in einem Gewerbegebiet von Graz. Auf einer buchstäblich grünen Wiese gelegen, zwischen bosnischer Moschee und Baustoffhandlung, war einen Sommer lang ein Pavillon entstanden, den zwei Architekt*innen aus Wien als Beisl, Konzerthaus, Ausstellungsraum, Künstlerhotel mit 8 Betten und täglich wechselndem Programm betrieben haben. Das war er wieder, der diskrete Charme der Utopie, für den die österreichische Architekturlandschaft regelmäßig sorgt. Heidi Pretterhofer und Michael Rieper haben den Club Hybrid als Leimholzkartenhaus auf einem Stahlstützenwald geplant, mit Herzblut bewirtet und im Herbst 2021 dann festgestellt, dass leider kein Budget mehr für den Rückbau vorhanden ist. Ganz unrecht ist ihnen das nicht. Wir haben sie gefragt, wie es nun weitergeht.

Oliver Elser: Heidi und Michi, wir kennen uns jetzt gut zwanzig Jahre. Große Frage, kurze Antwort: Was hat sich seither in der Architektur verändert?

Heidi Pretterhofer: Die Architektur ist eine sehr langsame Disziplin, 20 Jahre eine kurze Zeit. Was sich in Europa am stärksten verändert hat, sind die Fragestellungen und Anforderungen an die Architektur. Stadt und Landschaft sind zusammenmontiert und überlagert. Wie sieht die Verbindung von Arbeit und Leben aus, wenn Mobilität und Energieverbrauch nachhaltiger werden sollen? Wie können in einer von digitaler Disruption, Migration und älter werdender Gesellschaft geprägten Welt, trotzdem urbane Gebiete entstehen, die gerecht und resilient sind? Und wie leben die Fische in der Stadt, denn sie gehört nicht allein den Menschen?

Die aktuelle Entwurfsaufgabe der Architekt*innen ist es vorhandene Ressourcen und Strukturen in Wert zu setzen, denn „die Stadt der Zukunft ist bereits gebaut“, wie es Andres Hofer, Intendant der IBA'27 StadtRegion Stuttgart formuliert. Das bedeutet auch, dass zwischen Bestand und Entwicklung eine viel engere Beziehung aufgebaut





Heidi Pretterhofer und Michael Rieper. Foto: Stella

wird als in der konventionellen Verbesserungsplanung, welche im Bestand lediglich zu lösende Probleme und zu heilende Krankheiten sieht. Wir wissen es nicht so genau, aber wir probieren es aus!

Michael Rieper: Gefangen von Bestimmungen und Normen, die versuchen vollkommene Irrläufer zu vermeiden, landet die Architektur in Europa im Pragmatismus der reglementierten Mittelmäßigkeit. Das Ausloten von Gestaltungsräumen benötigt das Auffinden von Schlupflöchern im Dschungel der unendlichen Richtlinien und schlussendlich auch die verständigen Auftraggeber*innen. Und dem nicht genug, das Streben nach Maximierung, mehr Kubatur, Effizienz und Renditen führt über den Umweg der oberflächlichen Nachhaltigkeit bzw. Resilienz in die alltägliche Ratlosigkeit. Die daraus in der alten Welt Europa resultierende Sehnsucht nach dem Experiment und dem Informellen wird von einem für unmöglich gehaltenem Krieg in der Ukraine überschattet. Vereinbarungen und Bestimmungen verlieren regional ihre Gültigkeit, Menschenleben, Kultur und volkswirtschaftliche Errungenschaften werden zerstört und wir schauen zu.

Nein, wir packen die Gelegenheit am Schopf, lassen die Pandemie links liegen und versuchen den informellen Club Hybrid ins zweite Jahr zu retten. Das Angebot, die acht Betten Geflohenen temporär zur Verfügung zu stellen, wurde noch nicht in Anspruch genommen. Vielleicht doch zu provisorisch oder elitär. Aber die Werkstatt für Stadtstücke mit Kantine und Zwischennutzungen hat bereits die neu ins Amt gewählte Bürgermeisterin von Graz, Elke Kahr (KPÖ) empfangen. Und jetzt wird es vielleicht in der Mittelstadt Graz auch wieder spannend. Zwei Frauen, die kommunistische Bürgermeisterin und ihre grüne Stellvertreterin, Judith Schwentner, versuchen das Dickicht der eingefahrenen Zwänge und Rahmenbedingungen aufzulösen. Wir spüren eine regionale Aufbruchsstimmung mit hohen urbanistischen Erwartungen.

www.clubhybrid.at



Auf vielen Ebenen begleitete die Baunetzwoche über die Jahre das Architekturgeschehen im Nachbarland Österreich. Bereits in der Ausgabe #5 vom November 2006 erschien ein Special zu Österreich. Darin sprach Oliver Elser mit den Gründern des Büros Querkraft, damals alle Anfang 40. Unter dem Titel „Der Red Bull Effekt“ ging es um den Ruf der Branche, Honorarfragen und Wettbewerbsbeiträge.

Ballsport unter der Kassettendecke:
Schul-Turnhalle St. Elisabeth in Münster, Foto:
Ben Kuhlmann

Unten: die „Digital Church“ St. Elisabeth in
Aachen, Foto: Christian Huhn

Unten rechts: Kita in der Martin-Luther-Kirche in
Hagen, Umbau von Ellertmann Schmitz Archi-
tekten, Foto: Christian Eblenkamp



ZEITEN WANDELN RÄUME

WIE KIRCHEN ORTE DER GEMEINSCHAFT BLEIBEN

VON SABINA STRAMBU

Seit Jahrtausenden werden Gotteshäuser umgenutzt. Insbesondere mit dem modernen Erbe taten sich die kirchlichen Institutionen aber lange schwer. Verständlich vielleicht, denn mit jeder Profanierung schien es auch immer um das große Ganze zu gehen. Mühsam erkämpfte Ausnahmen sind jedoch längst einer gewissen entspannten Routine gewichen. Das zeigt unter anderem das Projekt „Zukunft – Kirchen – Räume“. Die zugehörige Website gibt nicht nur Inspiration, sondern versammelt auch alle wichtigen Akteure. Gut so.



Oben: Konzerthaus und die Musikschule „Anneliese Brost Musikforum Ruhr“ in der St. Marienkirche in Bochum, Umbau: Bez + Kock Architekten, Foto von Christian Huhn

Links: Wohnen und Arbeiten in der Kirche am Brandenburg in Mülheim an der Ruhr, Umbau von smyk fischer architekten, Foto von Magdalena Gruber

Rechts: Von der gründerzeitlichen Kirche zum Mehrfamilienhaus: Herz-Jesu-Wohnkirche in Mönchengladbach, Umbau von B15 Architekten, Foto von Cristóbal Márquez

Wer schon die diesjährige Kunstbiennale in Venedig besucht hat, ist vielleicht auf die Videoinstallation der Britin Fiona Banner gestoßen, die unweit der Giardini im Patronato Salesiano Leone XIII ausgestellt war, genauer: in einer ehemaligen Klosterkirche. Ein Kirchenraum als Ausstellungsort – so weit, so naheliegend. Hinge da nicht über dem Portal ein Basketballkorb und wäre der Boden nicht mit Markierungslinien für Ballsportarten versehen. Denn in Wahrheit wurde die ehemalige Klosteranlage längst in einen öffentlichen Sportplatz mit Indoor-Court und eine Touristenunterkunft verwandelt.

Auch Deutschland liefert genügend Beispiele dafür, dass ein Kirchturm längst nicht mehr ein geweihtes Gotteshaus markiert. Denn eine der einst begehrtesten und stadtbildprägendsten Bauaufgaben ist angesichts von Rekordzahlen an Kirchengeschlossenheiten, sinkender Steuereinnahmen und Besucherschwund eine Rarität geworden. Und in großen wie kleinen Städten sind ausrangierte Kirchen- und Gemeinderäume in Gefahr, erst dem Verfall und schließlich dem Abriss preisgegeben zu werden. Am meisten trifft es die Bauten des 20. Jahrhunderts, die in ihrer stilistischen Vielfalt bis heute den Geschmack der traditionsbewussteren Vertreter der Institutionen ebenso wie der Öffentlichkeit herausfordert. Doch immerhin: die Akzeptanz für Erhalt generell und für profane Nutzungskonzepte im Speziellen wächst.

VERSTETIGUNG DER TRANSFORMATION

In den städtischen Ballungsräumen von Nordrhein-Westfalen finden sich besonders viele in Nachkriegszeiten rekonstruierte oder neu entstandene Kirchen. Der Thematik widmeten sich bereits die zwei Ausgaben der Baunetzwoche #17 und #142 aus den Jahren 2007 und 2009. Was seither geschah, zeigt unter anderem das Projekt „Zukunft – Kirchen – Räume. Kirchengebäude erhalten, anpassen und umnutzen“, das von der Initiative Baukultur Nordrhein-Westfalen betreut wird. Der Verein ist aus der Landesinitiative StadtBauKultur NRW sowie dem M:AI – Museum für Architektur und Ingenieurkunst hervorgegangen und wird gefördert vom Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Gleichstellung in NRW.

Aufgrund der Problematik und des großen öffentlichen Interesses für die Zukunft gefährdeter Kirchenbauten entstand in Kooperation mit der Architektenkammer und der Ingenieurkammer-Bau sowie unter Mitwirkung der katholischen und evangelischen

St. Michael in Oberhausen als eines von acht Projekten, die sich im Prozess einer Umnutzung befinden und für einen Architekturwettbewerb vorbereitet wird.

Foto: Michael Rasche



Kirche dieses Projekt mit Modellcharakter. Es basiert auf drei Bausteinen, wie Leiterin Esther Heckmann erklärt. Zum einen bereitete ein kuratiertes, zweiphasiges Unterstützungsprogramm namens „Zukunftskonzept Kirchenräume“ zunächst acht und später vier verschiedene Kirchenprojekte auf ihre Verwandlung vor. So konnte etwa der Umnutzungsprozess der Kirche St. Michael in Oberhausen hin zu einem Campus für Jung und Alt entwickelt werden, er mündet nun in einen Architekturwettbewerb. Des Weiteren tourt noch bis zum Sommer 2022 die vom M:AI lancierte Ausstellung „Fluch und Segen. Kirchen der Moderne“ durch das Bundesland. Der Auftakt 2019 fand dabei nicht nur zufällig in der Kirche St. Gertrud von Gottfried Böhm in Köln statt.

Und als dritten, nachhaltig wirksamen Baustein erarbeitete das Projektteam eine Website. Sie dient als Informationsplattform für betroffene und interessierte Kirchengemeinden sowie Architektur- und Ingenieurbüros, die sich an Prozessen der Umnutzung beteiligen wollen. Informationen zum geltenden Kirchen- und Baurecht oder Kontakte rund um Denkmalschutz, Projektentwicklung und Finanzierung finden sich hier genauso, wie eine umfassende Datenbank mit bereits landesweit realisierten Projekten.

KLETTERN IM KIRCHENSCHIFF

Und diese Vorhaben können sich sehen lassen. Zum Beispiel nutzen Sportwillige seit 2010 die 13 Meter Raumhöhe im Mittelschiff der früheren katholischen Pfarrkirche St. Peter in Mönchengladbach voll und ganz aus. Der denkmalgeschützte, 1933 gebaute Vertreter expressionistischer Architektur von Clemens Hofmeister wird als Kletterkirche zwischengenutzt, die sich dank reversibler Wände jederzeit wieder umbauen lässt. Die nicht-denkmalgeschützte Kirche St. Elisabeth in Münster hingegen war aus wirtschaftlichen Gründen bereits dem Abriss geweiht. Glücklicherweise entsprachen die Maße des Hauptschiffs in etwa einer Einfachsporthalle, sodass das Büro Maas & Partner Architekten aus Münster darin eine Turnhalle für eine nahegelegene Schule umsetzen konnte.

Die denkmalgeschützte, neugotische Backsteinkirche Herz-Jesu im Mönchengladbacher Stadtteil Hardterbroich-Pesch schuf Josef Kleesattel 1902. Ihre heutige Nutzung hat sie findigen Projektentwicklern, Behörden und Kirchenvertretern zu verdanken. Die ortsansässigen B15 Architekten stellten sich der auch bauphysikalisch komplexen Aufgabe und integrierten mehrere Geschosse mit insgesamt 23, öffentlich geförderten und barrierefreien Zwei- bis Vierzimmerwohnungen. Der in Holzrahmenbauweise umgesetzte Einschub ist von der Originalsubstanz losgelöst und ebenfalls rückbaubar. Das Prinzip der Raum-in-Raum-Konstruktion wiederum wurde in der evangelischen Martin-Luther-Kirche in Hagen zur gestalterischen Prämisse. Das Architektenteam Tobias Wabbel aus Hagen und Ellertmann Schmitz aus Münster bauten hier eine Kindertagesstätte als thermisch getrennten Baukörper innerhalb des denkmalgeschützten Bestands ein.



Kletterkirche St. Peter in Mönchengladbach,
Foto: Cristóbal Márquez



„Theater Total“ in der St-Albertus-Magnus-Kirche von Gottfried Böhm in Bochum, Foto von Christian Huhn

Die Auferstehungskirche in Köln-Buchforst dient jetzt als Veranstaltungsraum für das angrenzende Senioren- und Pflegeheim.
Foto: Magdalena Gruber



che#142 widmete sich dem Thema ausführlich. Letztendlich wurden jedoch nach einem erneuten Wettbewerb 2012 ein geändertes Nutzungskonzept mit integrierter Musikschule nach Plänen des Stuttgarter Büros Bez + Kock Architekten realisiert.

Kulturelle oder sozial-karitative Nutzungszwecke liegen ohnehin nahe. Die von Gottfried Böhm entworfene St. Albertus-Magnus-Kirche in Bochum dient etwa seit ihrer Profanierung 2014 als Probe- und Aufführungsbühne der jungen Macher*innen von Theater Total. Und die Ende der 1960er-Jahre erbaute Auferstehungskirche in Köln-Buchholz steht als Treffpunkt für eine Senioren- und Pflegeeinrichtung zur Verfügung, wird jedoch auch weiterhin von der evangelischen Kirchengemeinde an 60 Tagen im Jahr für Gottesdienste genutzt.

„Auf der Website wollten wir nicht nur Best-Practice-Beispiele zeigen, sondern eher die große Varianz an umgenutzten Kirchengebäuden“, erklärt Esther Heckmann. Sie betont, wie viel ehrenamtliches Engagement und öffentliches Interesse vor Ort für den Erhalt eines jeden Kirchengebäudes besteht und investiert wird. Und das ist vielleicht auch der Grund, warum die Kirchen inzwischen entspannter an die Thematik herangehen. Weil sich nämlich gezeigt hat, dass ihre Gebäude auch unabhängig von konkreten Mitgliederzahlen wichtige Kristallisationspunkte für ein gelungenes Zusammenleben bleiben.

www.zukunft-kirchen-raeume.de

Prägnante Beispiele ungewöhnlicher oder auch naheliegender, profaner Neunutzungen in erhaltungswürdiger Sakralarchitektur gibt es noch viele. So erfreut sich die 1907 von Eduard Enderl erbaute St. Elisabeth-Kirche in Aachen einer zeitgemäßen Umwidmung: 2017 wurde sie nach diversen Zwischennutzungen zum Coworking-Space umgebaut. Das Wohnen und Arbeiten im Kirchenraum vereinten zudem smyk fischer architekten in einer Kirche in Mülheim an der Ruhr.

AUSDAUER LOHNT SICH

Einen längeren und aufsehenerregenden Entstehungsprozess erfuhr hingegen die St. Marienkirche in Bochum, die 1872 von Gerhard August Fischer erbaut und um die Jahrtausendwende vor dem Verfall und Abriss gerettet werden musste. Den Wettbewerb für den Umbau zum Konzerthaus gewann 2009 Max Dudler, die Baunetzwo-



Kirchenumbauten sind herausfordernd, aber auch spannend, wie sonst kaum eine Baumaßnahme. Mit den Ausgaben #17 und #142 war die Baunetzwoche bei wegweisenden Projekten in allen Teilen Deutschlands zu Gast – insbesondere auch in Nordrhein-Westfalen. Das Projekt „Zukunft – Kirchen – Räume“ zeigt, mit wie viel Engagement und Inspiration dort das Thema seither adressiert wird.



Ain Dubai, das mit 210 Metern höchste Riesenrad der Welt auf der künstlichen Insel Bluewaters vor Dubai eröffnete im Oktober 2021. Foto: Tor Seidel

DUBAI HAT SICH EXTREM VERÄNDERT

DER KÜNSTLER UND FOTOGRAF TOR SEIDEL ÜBER DAS LEBEN IN DEN VEREINIGTEN ARABISCHEN EMIRATEN

INTERVIEW: FRIEDERIKE MEYER



Im August 2010 erschien die Ausgabe#188 unter dem Titel „Dubai Revisited“ mit Fotografien von Tor Seidel, der Auszüge aus seinem umfangreichen Projekt zeigte, das wenig später als Buch erschien. Die Wirtschaftskrise hatte der Stadt, so schrieben wir damals, die Marke eines Dauerkrisenzustandes verliehen. Heute lebt Tor Seidel in Dubais Nachbar-Emirat Sharjah.

Im Jahr 2010 waren Deine Dubai-Fotografien in der Baunetzwoche zu sehen. Was ist seitdem passiert?

Tor Seidel: Dubai hat sich extrem verändert. Während der Finanz- und Wirtschaftskrise 2008 bis 2012 war es ziemlich still auf den Baustellen. Doch dann wurde weiter gebaut. Das Gebiet der Business Bay zum Beispiel ist kaum wiederzuerkennen. Es stehen bestimmt 80 Prozent der geplanten Hochhäuser dort. Inzwischen geht es im Selbstverständnis der Stadt aber nicht mehr bloß um Rekorde fürs Guinnessbuch, sondern um eine Stadt, in der viele soziale Schichten zusammenleben. Es gibt beispielsweise in Downtown Dubai genügend Orte zum Flanieren. In der autodominierten Stadt hat man so was bis 2013 nicht gesehen. In vielen Bereichen der Stadt kann man sich wie in Europa fühlen, insbesondere im Winter, wenn das Klima sehr angenehm ist. Aber das nimmt jeder anders wahr. Viele Besucher erzählen mir, dass sie in den Vereinigten Arabischen Emiraten nicht leben könnten. Dann kommen Expats, die zunächst nicht länger als ein Jahr bleiben wollen, dann aber 10 Jahre hier sind.



Dubai Downtown 2014 (links) und 2022.
Nächste Seite: Sharjah 2022: Blick von einem Hochhaus im Gebiet Al Khan in Richtung Westen über die gleichnamige Lagune. Alle Fotos: Tor Seidel

Du lebst nun seit fast zehn Jahren in den Vereinigten Arabischen Emiraten.

Ja, ich bin 2013 von Berlin in die VAE gezogen. Ich habe vier Jahre in Dubai gewohnt, ein halbes Jahr in Abu Dhabi, zwei Jahre in Ajman. Seit 2019 wohne ich im Emirat Sharjah. Unser aktuelles Apartment liegt im 46. Stock direkt Meer mit Blick auf den arabischen Golf. Ich lebe hier mit meiner Frau Lera und meinem zweijährigen Sohn Adrian. Einmal im Jahr ziehen wir um, zumeist, weil irgendetwas nicht passt. Manchmal langweilt der Blick nach einem Jahr. Es ist einfach, umzuziehen. In Berlin habe ich 15 Jahre in der gleichen Wohnung gelebt. Das Leben funktioniert hier flüssiger. Man ändert bestimmte Dinge schneller. Ein guter Blick ist entscheidend bei der Wohnungsfindung. Je höher sie liegt, umso abstrakter wird das Leben einer Stadt. Man nimmt die Dinge anders wahr. Weit oben ist die Luft auch besser.

Dokumentierst Du die Veränderung der Stadt weiterhin?

Seit 2016/17 nicht mehr. Ich habe eine Professur für Fotografie und Video an der Universität von Sharjah am College für Bildende Künste und Design. Was in den Emiraten baulich passiert, hat für meine jetzige Arbeit keine große Bedeutung mehr. Architektur fotografiere ich kaum noch. Aber natürlich beobachte ich die Veränderungen. Wir besuchen mit den Studenten regelmäßig Bauten bekannter Architekten: den Louvre in Abu Dhabi, die Zentrale des Entsorgungsunternehmens Bee'ah in Sharjah von Zaha Hadid Architects, das House of Wisdom von Foster + Partners in Sharjah, mit der schönen Bibliothek, demnächst auch das Museum of the Future, wo deutsche Innenarchitekten mitgewirkt haben.



Womit befasst Du Dich jetzt in Deiner Arbeit?

Meine Projekte entwickle ich im Zusammenhang mit eigenen Ausstellungen, Buchproduktionen oder Kurationen. Ich arbeite nicht ausschließlich mit Fotografie, sondern auch mit Video, Textilien, Installationen. Universitär liegen die Schwerpunkte unter anderem auf der Verbindung von visuellen Medien, künstlerischen Konzepten und dem Einsatz künstlicher Intelligenz. Meine Studenten interessieren sich aber auch für das,

was sie Heimat nennen, für ihre Tradition. Sie haben Wurzeln in Palästina und Syrien, im Irak und im Iran, sind aber hier geboren. Die Art der Fotografie, wie man sie etwa von der Düsseldorfer Schule kennt, hat hier keine Bedeutung. Die Studenten würden nicht auf die Idee kommen, die Stadt zu fotografieren. Wichtiger als dieses westliche, ästhetische Konzept des Archivierens und Dokumentierens wiegen Fragen wie: Wer bin ich, wo komme ich her, wo gehe ich hin?

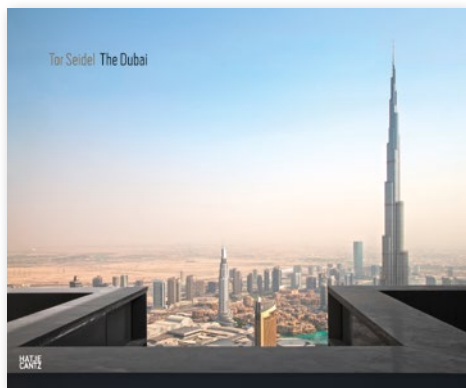


Wie entwickelt sich die Kunst- und Kulturszene in den VAE?

Es gibt Gallery Weekends in der Al Serkal Avenue, die Art Dubai, die Art Abu Dhabi, die Sharjah Biennale. Das existierte vor fünfzehn Jahren noch nicht in der Dichte. Die Szene ist überschaubar und zugleich sehr professionell aufgestellt. Westliche Künstler und Kuratoren arbeiten eng mit denen der MENA-Region zusammen. Sharjah ist besonders interessant, hier gibt es die internationale Kunst-Biennale, die internationale Buchmesse, eine internationale Fotoexpo (Exposure), die der Photo Cologne gleichkommt, Museen. Der Fokus liegt stärker auf Kunst und Kultur, weniger auf Kommerz. Das finde ich wichtig für die Entwicklung der jungen Menschen. Auch die Expo 2020 hat dazu beigetragen, ein Publikumsmagnet.

Dein Eindruck vom Deutschen Expovavillon?

Die Deutschen schienen stolz darauf, der Länderpavillon mit der längsten Warteschlange zu sein. Aber Menschen mit Rollstuhl oder kleinen Kindern mussten wie alle anderen zwei Stunden in der Hitze anstehen. Ich habe es selbst mit meiner Familie erlebt, und meine amerikanisch-irakische Kollegin, die mit ihrer gehbehinderten Schwiegermutter dort war, hat sich sehr darüber gewundert. Interesse an den Deutschen, die vor Ort leben und arbeiten, war in den sechs Monaten Programm nicht zu spüren. Deutsche Institutionen importieren das, was sie wichtig finden aus Deutschland hierher, aber mit deutschen Künstlern oder Kuratoren vor Ort gibt es keine Zusammenarbeit.



Tor Seidel *The Dubai*

Mit Texten von Martino Stierli, Dominic Wanders, Nadine Barth
Gestaltung Julia Wagner, grafikanstalt
Deutsch, Englisch, Arabisch
Hatje Cantz

www.hatjecantz.de

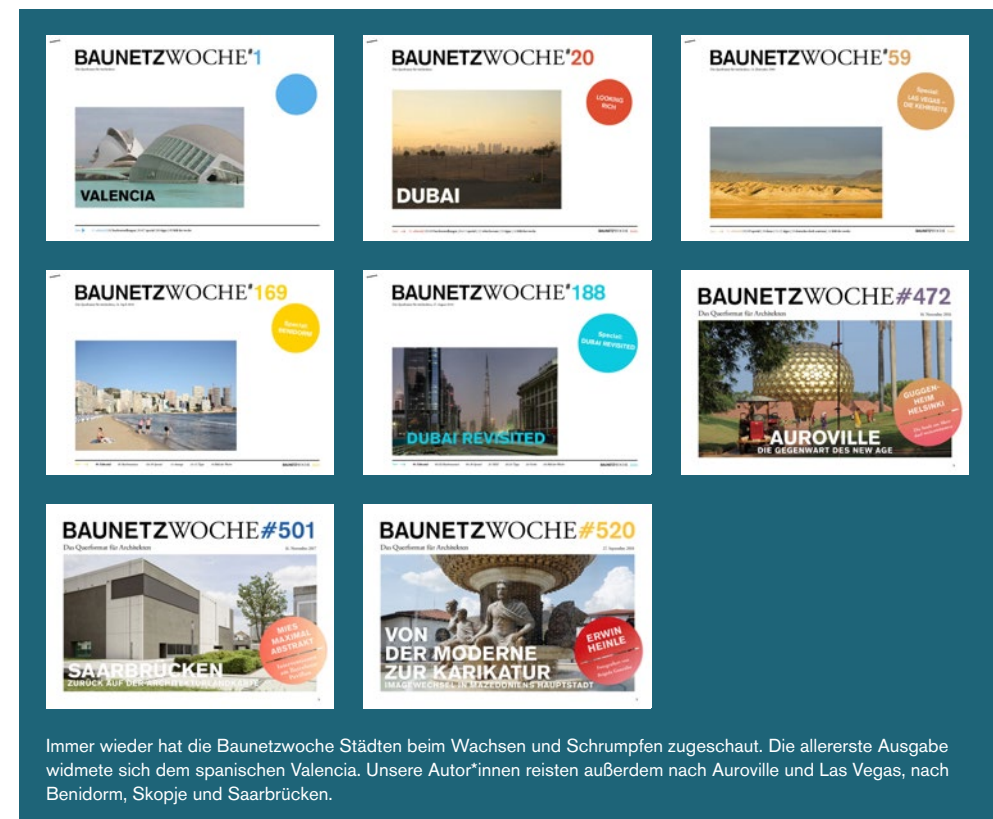
160 Seiten

ISBN 978-3-7757-3856-9

Was macht Sharjah oder Dubai attraktiv zum Leben?

Die umfassenden sozialen und kulturellen Möglichkeiten, die zum Beispiel eine Stadt wie Berlin bietet, gibt es hier nicht. Man kommt nicht nach Dubai, um mal zu schauen, was geht, und weil das Leben recht günstig ist. Man kommt hierhin, weil man entweder einen Job hat oder ein klares Ziel. Es gibt auch keinen Gesellschaftsvertrag, wie wir ihn kennen oder ein Sozialsystem. Man ist Expat und bleibt Expat, weil man niemals die Staatsbürgerschaft bekommen kann. Das Leben als Expat ist eine Anstellung auf Zeit.

www.torseidel.de



Immer wieder hat die Baunetzwoche Städten beim Wachsen und Schrumpfen zugeschaut. Die allererste Ausgabe widmete sich dem spanischen Valencia. Unsere Autor*innen reisten außerdem nach Auroville und Las Vegas, nach Benidorm, Skopje und Saarbrücken.



Hans Scharoun, Geschwister-Scholl-Gymnasium Lünen, 1956–62. Foto: Philip Kurz
 Rechts: Rainer Schell, Kunstmuseum Wilhelm-Morgner-Haus in Soest, 1962. Foto: Gero Sliwa



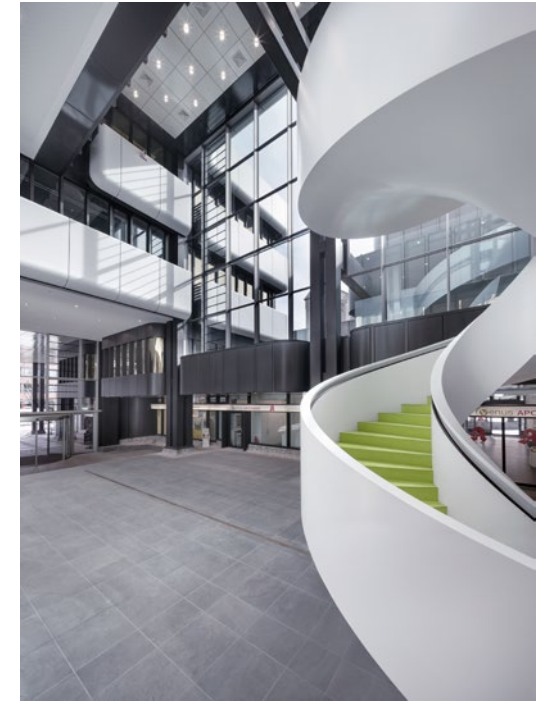
ALLES AUSSER ABRISS!

WEITERBAUEN ALS CHANCE IN NORDRHEIN-WESTFALEN

VON STEFAN RETHFELD

Der Blick auf die Architektur der 1960er und 1970er Jahre hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten substantiell gewandelt. Gerade die junge Generation tauscht sich über die formstarken Bauten in den Sozialen Medien vielfältig aus. Dabei entdecken sie nicht nur Bekanntes, sondern auch Alltägliches. Besonders in Nordrhein-Westfalen lassen sich viele Bauwerke der Nachkriegsmoderne finden. Sie bieten ein enormes Potenzial zum Weiterbauen.

Harald Deilmann, Büro- und Geschäftshaus der WestLB in Dortmund, heute:
Dortmunder Centrum für Medizin & Gesundheit DOC, 1975–78.
Foto: Olaf Rohl



Noch immer wird in vielen Städten zu viel abgerissen: von Bauwerken der Gründerzeit und der 1920er Jahre über Architekturen des Wiederaufbaus und der Boomjahre bis hin zu Objekten aus den 1990er Jahren. In jeder Stadt könnte es Touren von Abrissort zu Abrissort geben. Die nachfolgenden Generationen werden staunen, was in unserer Gegenwart alles Platz machen musste – für Neubauten. Einzelne Häuser, ganze Straßenzüge, sogar Stadtviertel sind verschwunden. Auf Grund hoher Bodenpreise und Renditeerwartungen hat es erhaltenswerte und sogar Denkmalsubstanz schwer, sich heute zu behaupten. Man könnte es Stadtwandel nennen und für gegeben halten. Doch die energetische wie kulturelle Bilanz unserer Zeit rutscht deutlich ins Negative, da vermehrt konzept- und kontextlose Neubauten folgen.

Umso notwendiger erscheint eine entsprechende Forschung, die den Bestand nachhaltig untersucht, sichert und der Öffentlichkeit bewusst macht. Welche Häuser gehören auf eine rote Liste, und welche sind von der Denkmalpflege zu prüfen? Die

Denkmalpflege in den Fachämtern und bei den Kommunen und Kreisen kann hier ein zentraler Akteur sein, benötigt jedoch aufgrund des schieren Umfangs Verstärkung durch engagierte Bürgerinnen und Bürger, Vereine und Initiativen, Hochschulen, Architektinnen und Stadtplaner sowie die Medien. Doch neben dem denkmalwerten Bestand gilt es auch alltägliche Bestandsbauten in den Blick zu nehmen. Selbst ohne Schutzsiegel nehmen sie nicht selten eine wichtige Stadtbildfunktion für einen Platz, eine Straße oder einen Stadteingang wahr – und sind deshalb zu erhalten.

Das Unbehagen gegenüber Abrissen ist in der Bevölkerung letztlich tief verankert. So nährt sich bekanntlich auch der moderne Denkmalschutz von diesem Denken und erlebte 1975 im Europäischen Jahr des Denkmalschutzes „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ eine Zeitenwende. Viele Stadtbewohner*innen nahmen das Schicksal ihrer Häuser selbst in die Hand und retteten diese durch ihr Engagement. Eine Pointe der Geschichte ist, dass die „verdrängenden“ Neubauten dieser Zeit nun selbst zur



Harald Deilmann, Büro- und Geschäftshaus der Dresdner Bank in Dortmund, heute: Stadt Dortmund/Volkshochschule, 1975–78. Foto: Baukunstarchiv NRW, Bestand Harald Deilmann

Prüfschicht für die Denkmalpflege wurden. Die Bauten der 1960er und 1970er stellen eine der größten Herausforderungen für die Denkmalpflege dar, auch deshalb, weil eine Bewertung nur überregional durch die Fachämter erfolgen kann.

Wer zu schnell urteilt, der übersieht leicht den ungeheuren Reichtum, den auch die Bauten der 1960er bis 1970er Jahre bieten können. Besonders die kleinen, mittleren und größeren Städte in Nordrhein-Westfalen verfügen kriegsbedingt über einen großen Bestand aus den Boom-Jahrzehnten. Wohnhäuser und -anlagen, Schulen und Universitäten, Theater, Museen und Kirchen, Rathäuser und Bürobauten sowie Geschäfts- und Warenhäuser wurden gebaut.

In den letzten 20 Jahren wurde diese Bauschicht zunehmend erforscht. Frühe Schriften wie Architektur und Städtebau der sechziger Jahre von Ralf Lange aus dem Jahr 2003, Symposien wie „Bauten und Anlagen der 1960er und 1970er Jahre – ein ungeliebtes Erbe?“ (haus der architektur köln, 2009) oder „Denkmalpflege und die Moderne 1960+“ (Landschaftsverband Westfalen-Lippe LWL in Marl, 2016) sowie Ausstellungen wie „SOS Brutalismus – Rettet die Betonmonster“ (Deutsches Architekturmuseum in Frankfurt am Main, 2017) und umfangreiche Vermittlungsprojekte wie „Big Beautiful Buildings“ im Europäischen Kulturerbejahr 2018 wurden zu wichtigen Etappen einer neuen Forscher*innengeneration. Architekten wie Gottfried Böhm, Harald Deilmann, Dissing+Weitling, Bruno Lambert, Ludwig Leo, Dieter Oesterlen, Friedrich Mebes, Hans Scharoun, Paul Schneider-Esleben oder Will Schwarz wurden durch Recherchen neu- und wiederentdeckt – auch dank verschiedener Initiativen der Fachämter und des 2018 eröffneten Baukunstarchivs NRW in Dortmund und des 2020 gegründeten Vereins Baukultur Nordrhein-Westfalen, der aus der Zusammenlegung der Vereine StadtBauKultur NRW und M:AI – Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW entstand.

Wenn öffentliche wie private Eigentümer*innen und Architekt*innen, Denkmalpflege, Politik und Verwaltung sowie engagierte Bürgerinnen und Bürger zusammenwirken, können ungewöhnliche Erfolge gelingen. So wurde 2013 mit Hilfe der Wüstenrot Stiftung das Geschwister-Scholl-Gymnasium von Hans Scharoun in Lünen (1956–1962) baulich wie energetisch durch Spital-Frenking + Schwarz (Lüdinghausen, Dortmund) saniert. 2015/16 wurde das Museum Wilhelm Morgner von Rainer Schell (1962) in Soest von Oliver Silge (leistungsphase.architekturbüro, Nordkirchen) instand gesetzt.

Und in Dortmund verwandelte das Büro Eller + Eller in den Jahren 2011–14 die ehemalige WestLB von Harald Deilmann (1975–78) in ein Gesundheitshaus – und ließ es damit vollkommen neu aufleben. Auch die benachbarte ehemalige Dresdner Bank von Harald Deilmann (1975–78) wurde saniert – und wird heute von der Stadt Dortmund unter anderem als Volkshochschule genutzt.

Wenn eine Botschaft der letzten zwanzig Jahren deutlich wurde, dann das Gebot des Erhaltens und Weiterbauens. So forderte es auch der BDA in seinem Positionspapier „Das Haus der Erde“ vor drei Jahren: Wir brauchen eine neue Kultur des Pflegens und Reparierens. Die neue Architektur? Sie muss die Potentiale des Vorhandenen neu denken.



Seit 2009 erschienen immer wieder Baunetzwochen, die sich um den Erhalt der Nachkriegsmoderne drehen. Von einer Ausstellung in NRW über ein internationales Brutalismus-Symposium und Portraits unkonventioneller Denkmalaktivist*innen bis zu einem praktischen Leitfaden, wie man gefährdete Bauten retten könne, reichte die thematische Palette.



Seit März 2021 unterstützt der erfahrene Bauingenieur Michael Keller die Geschäftsstelle des Informationsvereins Holz in Düsseldorf. Fotos: Informationsdienst Holz

DAS ZAUBERWORT HEISST FLEXIBILITÄT

MICHAEL KELLER VOM INFORMATIONSDIENST HOLZ ÜBER DIE AKTUELLE SITUATION IM HOLZBAU

INTERVIEW: URTE SCHMIDT

Herr Keller, es gibt kaum eine Bauaufgabe, die sich heute nicht in Holz umsetzen ließe: seien es mehrgeschossige Wohn- und Bürogebäude bis hin zu Hochhäusern, weitspannende Hallen und Gewerbebauten, Aufstockungen im Bestand, Showrooms oder Ausstellungspavillons. Viele möchten in Holz planen und bauen. Wie ließe sich mehr Planungssicherheit in Bezug auf die Kosten und Verfügbarkeit von Holz erreichen?

Diese Frage betrifft ja nicht nur den Holzbau. Beim Holzbau insbesondere haben wir hinsichtlich des Rohmaterials keine Sorgen. Unser Rohmaterial wird über lange Jahre auch in größerer Menge verfügbar sein. Jedoch müssen wir bei einigen Bauweisen effizienter arbeiten, um nicht zu viel Holz an der falschen Stelle einzusetzen.

Zum Beispiel in Holzrahmenbauweise?

Der Holzrahmenbau ist eine sehr materialeffiziente Bauweise, die auch beim mehrgeschossigen Bauen ihre Berechtigung hat. Beim mehrgeschossigen Bauen gehen wir manchmal zu schnell in Richtung Brettsperrholz. Die Verwendung von Brettsperrholz ist, was den Brandschutz und die Tragfähigkeit angeht, eine sehr gute und teilweise alternativlose Lösung. Aber wir haben Bereiche in Gebäuden, wo Brettsperrholz nicht unbedingt sein muss, wo ein Holzrahmenbau sehr gut funktioniert.

Der Holzrahmenbau ist also aktuell die bessere Wahl?

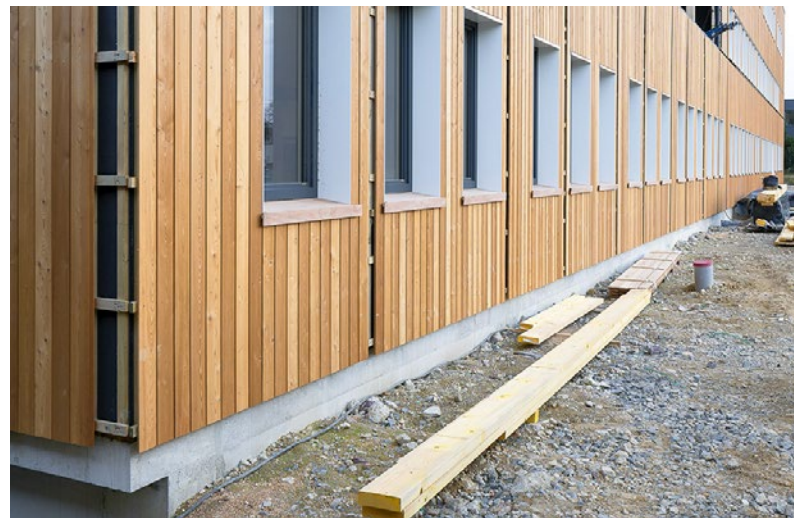
Hinsichtlich der Ressourcendiskussion handelt es sich um eine sehr gute Bauweise, und sie ermöglicht auch die Verwendung von Kalamitätsholz. Was beim Holzrahmen-



bau mit wachsamen Augen betrachtet werden muss: Damit er bauphysikalisch perfekt funktioniert, brauche ich mehr Schichten im Wandaufbau als zum Beispiel im Massivholzbau. Das ist ein kleiner Nachteil im Hinblick auf das Recycling von Gebäuden nach Ablauf der Nutzungsdauer. Je mehr Materialien wir in den Baukonstruktionen drin haben, desto aufwendiger wird es, diese wieder sortenrein zu trennen.

Wie lässt sich die Zusammenarbeit zwischen Planenden und Holzfachbetrieben stärken?

Das beste System ist, wenn wir frühzeitig die Firma mit dem planenden Architekten und dem planenden Ingenieur an einen Tisch bekommen und von Anfang an die optimierte Ausführung für die Gebäudekonstruktion zusammen entwickeln. Dem steht unser Vergaberecht oftmals im Weg, gerade bei der öffentlichen Hand. Der Klassiker ist: Der Architekt wird beauftragt, plant Jahre vor sich hin, dann hat der Ingenieur vielleicht noch vier Wochen Zeit, sich die Pläne vom Architekten anzugucken und das Unternehmen vier Tage, um ein Angebot zu machen. Planer, die im Holzbau nicht so bewandert sind, laufen Gefahr, dass ihnen die ausführende Firma später die komplette Planung umwirft. Das könnte man sich sparen, wenn man frühzeitig in einem Bauteam plant.



Alle Fotos: Informationsdienst Holz

Gibt es eine Möglichkeit, die Verwendung regionaler Holzbestände zu fördern?

Da sind unsere Bauherren gefordert. Ich berate im Moment ein Projekt, da geht es um einen neuen Kinderhort einer Gemeinde, die selber 850 Hektar Wald besitzt. Jetzt hat die Gemeinde das Problem, wie sie die ausführenden Firmen dazu bringt, ihr regionales Holz zu verwenden. Es besteht fast keine Möglichkeit, dem Bauherrn zu versprechen, dass er später das Holz aus seinen eigenen Wäldern bekommt. Es gibt Initiativen – eine davon nennt sich „Holz von Hier“ – die versuchen, das voranzutreiben.

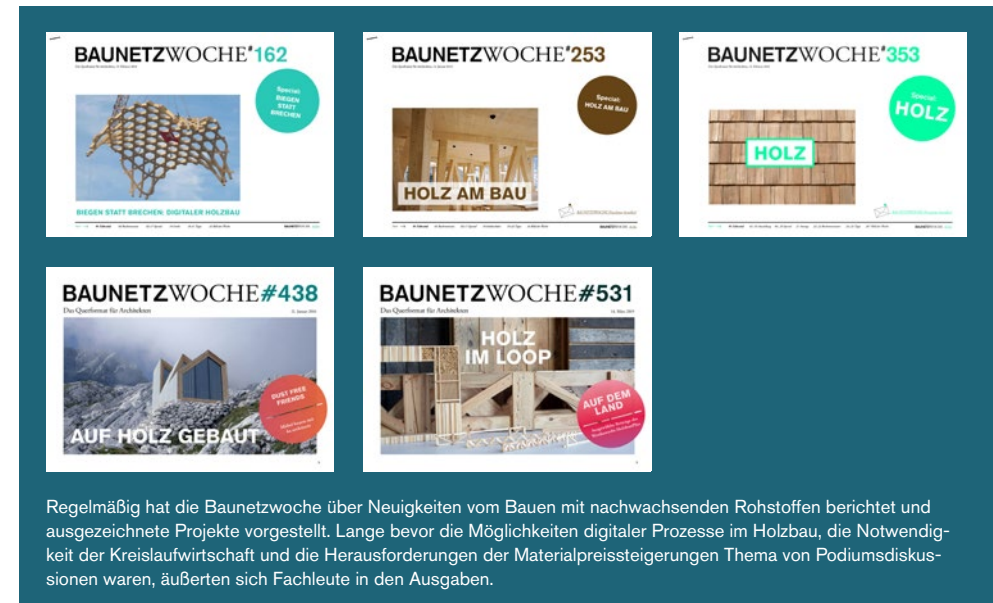
Wo gibt es Defizite in der Digitalisierung und welche Rolle spielen diese?

Der Holzbau war immer gewohnt, dreidimensional zu denken und hat frühzeitig dreidimensional geplant. Das kurze Ende ist eher auf der anderen Seite. Das klassische Beispiel: Der Holzbauer plant seine Konstruktion dreidimensional, bindet die auch ab, und irgendwann kommt der Haustechniker, und dem fällt ein, dass er durch den Brettschichtholzbinder mit einem Meter Höhe für die Lüftungsleitungen ein Loch mit Durchmesser 500 mm braucht, und dann ist die Konstruktion kaputt. Das A und O

besteht darin, dass wir das Gesamtgebäude als eine Aufgabe und nicht nur nach Gewerken getrennt sehen. Es ist Aufgabe des Planungsteams, frühzeitig die Weichen zu stellen, dass alle mit derselben Software arbeiten oder zumindest mit Software, die in Schnittstellen zusammenarbeitet, um Planungs- und Reibungsverluste zu vermeiden.

Haben Sie einen Rat für Holzbauwillige?

Das Zauberwort heißt Flexibilität – sowohl, was das Holzbausystem angeht, als auch den Zeitraum der Ausführung. Wenn heute KVH oder BS-Holz am Markt knapp ist, und sie bekommen es nicht, kann es im nächsten Monat durchaus sein, dass es dann doch verfügbar ist und der Preis gefallen ist. Teilweise sind Materialien auch untereinander ersetzbar. Wenn Sie der ausführenden Firma ein bisschen Flexibilität lassen, gibt es Möglichkeiten, einen Preis zu vereinbaren, bei dem die Firma auch sagen kann, sie steht dazu. Wenn's im August nicht geht, dann wird's halt September – davon geht die Welt auch nicht unter.



Regelmäßig hat die Baunetzwoche über Neuigkeiten vom Bauen mit nachwachsenden Rohstoffen berichtet und ausgezeichnete Projekte vorgestellt. Lange bevor die Möglichkeiten digitaler Prozesse im Holzbau, die Notwendigkeit der Kreislaufwirtschaft und die Herausforderungen der Materialpreissteigerungen Thema von Podiumsdiskussionen waren, äußerten sich Fachleute in den Ausgaben.



An der Ritterstraße treffen heute millionenschwere Start-ups auf einen der ärmsten Kieze der Berliner Innenstadt. Mit dem Aufbauhaus (rechts) ging es vor rund zehn Jahren los am Moritzplatz.



VORHÖLLE NO MORE

TOTALUMBAU AM BERLINER MORITZPLATZ

VON FLORIAN HEILMEYER

Kaum ein Quartier in der Berliner Innenstadt hat sich in den letzten zehn Jahren so fundamental verändert wie die Gegend um den Kreuzberger Moritzplatz. Damals entstand dort das Aufbauhaus mit dem legendären Modellbaugeschäft Modulator. Heute treffen hier Designakademien, Start-ups und sogar eine Niederlassung der Weltgesundheitsorganisation auf eine weiterhin prekäre Sozialstruktur. Manche Aspekte des Transformationsprozesses sind gut gelungen, aber viele Chancen wurden auch vertan.



Ritterstraße mit „The Shelf“ auf dem ehemaligen Robben & Wientjes-Areal von kadawittfeldarchitektur, den inzwischen deutlich erweiterten Aqua-Höfen und dem vielversprechenden, gerade in der Fertigstellung befindlichen Büroneubau von Richter Musikowski Architekten.

Als wir im Sommer 2011 über den gerade fertiggestellten ersten Teil des Aufbauhauses des Architekturbüros Clarke Kuhn am Berliner Moritzplatz berichteten, war die Gegend just dabei, aus einem echten Dornröschenschlaf zu erwachen. Bombenkrieg, Mauerbau und die zeitweilige Trassenplanung der Stadtautobahn hatten das Umfeld in eine Art urbane Steppe verwandelt, die sich auch Jahrzehnte nach dem Mauerfall noch hartnäckig zwischen Oranienplatz und Springerhochhaus hielt. Die taz hatte den Platz 2008 aus guten Gründen als „stadträumliche Vorhölle“ beschrieben. Und Myrta Köhler endet in der Baunetzwoche#226 im Zweifel: Würde das Aufbauhaus als kuratiertes Kreativprojekt mit günstigen Mieten und ausgesuchten Unternehmen ebenso wie Läden hier tatsächlich einen Aufschwung in Gang setzen können?

Aus heutiger Sicht stellt sich diese Frage nicht mehr. Zwar sieht der Moritzplatz in seiner zerklüfteten baulichen Fassung noch immer erstaunlich ähnlich aus wie 2011, aber im Gebrauch ist er trotzdem kaum wiederzuerkennen. An einem normalen Werktag ergießt sich ein Strom junger, hipper Menschen aus dem U-Bahnhof und fließt von dort

nicht nur ins Aufbauhaus, sondern stärker noch in die alten und neuen Fabriketagen der Umgebung, vor allem in der Ritterstraße, die südlich parallel zur Oranienstraße verläuft. Diese Ritterstraße war zu Beginn des 20. Jahrhunderts die „Goldene Meile“ im Exportviertel, hier brummte das Geschäft, und Passanten flanieren von Schaufenster zu Schaufenster. Von diesem Glanz war nach dem Weltkrieg nichts geblieben. Dass diese Straße nun aber langsam wieder an ihren eigenen Mythos anknüpft, ist keineswegs allein die Schuld des Aufbauhauses. Letzteres muss vielmehr nur als eines der ersten und sichtbarsten Symbole dieses „Betongoldrauschs“ begriffen werden, der die ganze Gegend erfasst hat.

GEBURTSHELFER DES BOOMS

Nach 2008 geschahen rund um den Moritzplatz drei Dinge fast gleichzeitig: Das war einmal der Erwerb des alten Ertex-Gebäudes am Moritzplatz durch den Unternehmer Matthias Koch und die Kreuzberger Modellbaufirma Modulor. Sie hatten den Bezirk



Aufbauhaus rechts und die heutigen Aqua-Höfe im Hintergrund: Zwischen den vielen Kreativstandorten haben sich noch einige Originale erhalten. Die Frage ist, wie lange noch?



Noch eine Potenzialfläche, die bald erschlossen wird: Ehemalige Taxizentrale in der Prinzessinnenstraße. Im Hintergrund sanierte Bestands- und Neubauten von Thomas Hillig Architekten.

in einer Art erstem Konzeptvergabeverfahren überzeugt, das landeseigene Gebäude nicht meistbietend zu verkaufen, sondern ihrem sozial-ökonomischem Konzept zum Wohle der ganzen Nachbarschaft den Vorrang zu geben. Fast zeitgleich begann zweitens um 2009 auf der gegenüberliegenden, ebenfalls landeseigenen ex-Wertheim-Brache eine Gruppe enthusiastischer Pioniere mit der Reinigung und Begrünung des 6.000 Quadratmeter großen Grundstücks: Die Prinzessinnengärten wurden rasch weit über die Stadtgrenze hinaus berühmt. Und dann tat sich noch etwas in der riesigen, leeren Gründerzeitfabrik gleich hinter dem Ertext-Gebäude: Dort hatte bis 1997 die alte Kreuzberger Sanitärfirma Aqua-Butzke produziert. Die Firma zog nach Brandenburg, ihr Firmengelände verkauften sie an die Norddeutsche Grundvermögen (NGV), die hochpreisige Loftwohnungen daraus machen wollte. Dafür gab es allerdings weder eine Genehmigung (die beiden Blöcke sind als Gewerbegebiet ausgewiesen) noch Interessenten. Nach fast zehn Jahren Leerstand ließ sich die NGV 2007 auf die Idee des Clubbetreibers Conrad von Rössing ein. Der schlug eine kleinteilige

Zwischennutzung vor und bot sich an, das für die NGV zu organisieren. Sparsam saniert und für fünf Euro pro Quadratmeter warm vermietet, brauchte von Rössing kein Jahr, um die Etagen mit 120 schlichten Atelierräumen neu zu beleben. In den Keller zog außerdem ein Club, das Ritter Butzke. Das junge wilde Berlin, von dem das Stadtmarketing so gerne spricht, hatte die alte Fabrik im Handstreich übernommen.

Diese drei Projekte – Aufbau-Haus, Butzke-Werke und Prinzessinnengärten – waren die Geburtshelfer des neuen Moritzplatzes, der heute so jung und international wie nie erscheint. Denn in den erhaltenen Altbauten der Kreuzberger Hinterhoffabriken entlang der Ritter-, Prinzen- und Prinzessinnenstraße sind seitdem einige der erfolgreichsten Berliner Start-Ups wie die Preisvergleichsplattform Idealo oder der Brillenhersteller Mykita eingezogen. Es ist vor allem der Digitalsektor, der sich hier trifft: content producer, webdesigner und digital consultants, dazu Essenslieferanten, Sport-, Tanz- und Yoga-Räume. Die „Goldenen Meile“ wurde zur „Allee der Kreativonauten“. Bald überstieg die Nachfrage die vorhandenen Flächen, und so wurden die Brachen und fehlenden Vorderhäuser durch Neubauten ersetzt. Allein in den zwei Blöcken südlich des Moritzplatzes sind seit 2017 neun Neubauten mit über 90.000 Quadratmetern Bürofläche entstanden – das ist selbst für die immer hektische Berliner Immobilienbranche eine extrem gebündelte Veränderung.

AUSGEROBBT

Mit der Pandion tummelte sich hier kurzzeitig auch ein Löwe der deutschen Projektentwickler-Szene. Das Kölner Unternehmen kaufte 2017 die beiden großen Grundstücke des legendären Kreuzberger Autoverleihs Robben & Wientjes. Pandion baute zwei themenverwandte Büroneubauten namens „The Shelf“ (18.000 Quadratmeter) und „The Grid“ (14.000 Quadratmeter), entworfen von Kadawittfeld auf der einen und von Eike Becker Architekten auf den anderen Straßenseite. Beide sind kaum mehr als leere Raumregale mit unterschiedlichen Fassaden, die ihre Baulücken fast maximal füllen. Sie stehen sich nun zu beiden Seiten der Prinzenstraße gegenüber wie eine Art Stadttor. Und beide waren flugs vermietet: Der größte Teil des „Shelf“ an den Online-Kochboxlieferdienst HelloFresh, das „Grid“ an den IT-Dienstleister Adesso. Und noch vor der Fertigstellung verkaufte Pandion beide Projekte bereits an den der Deutschen Bank zugehörigen Vermögensverwalter DWS, der weltweit ein Kapitalvolumen von knapp 900 Milliarden Euro verwaltet.

Zwei der gelungenen Projekte an der Ritterstraße: Gewerbebaugruppe mit Leichtbetonfassade von BCO Architekten von 2019 und ein Atelierhaus von Jörg Ebers.



Erklärungen für die rasche Entwicklung am Moritzplatz gibt es vor allem zwei: Erstens der ungewöhnlich lange Dornröschenschlaf des Viertels, der schon 2010 in immer krasserem Gegensatz zur innerstädtischen Zentrumslage und der direkten Nachbarschaft zum quicklebendigen Oranienplatz stand. Während die zweite Erklärung ein Blick auf die Karte mit den Berliner Bodenrichtwerten liefert: 2010 war dort für die Blöcke südlich des Moritzplatzes ein Kennwert von 300 Euro pro Quadratmeter verzeichnet. 2020 lag der Wert bei 8.000 Euro. Eine Steigerung um das 26-fache.

Das ist der Treibstoff für den Betongoldtausch. Die Investoren sind zwar spät, dann aber umso heftiger auf diese zwei Blöcke aufmerksam geworden, die schon seit den 1960er-Jahren als Gewerbegebiet ausgewiesen waren. Inzwischen erreichen die Mieten im Aqua-Butzke die „Schallmauer“ von 30 Euro pro Quadratmeter, viele Kreative der ersten Stunde sind längst ausgezogen. Die Betreiber*innen der Prinzessinnengärten haben sich geteilt, da viele von ihnen nicht mehr das Aushängeschild dieser immer hochpreisigeren Entwicklung sein wollten. Und die Kreuzberger Modulor-Gründer



Hof mit dem Neubau von Richter Musikowski Architekten

haben zu Beginn dieses Jahres einen Großteil ihrer Anteile an die Boesner-Unternehmensgruppe verkauft. Ausgezogen ist auch eines der letzten innerstädtischen Taxizentren, was in der Prinzessinnenstraße wiederum Platz für ein weiteres Großprojekt macht. Und selbst das rundum mit Waschbetonplatten verschlossene Parkhaus an der Ritterstraße ist – wie man hört – an Investoren verkauft worden, die daraus wohl ökologisch-nachhaltige Wohnungen machen wollen.

Vermietung einer kompletten Immobilie in direkter Nachbarschaft der Prinzessinnengärten an den frühen Co-Working-Anbieter Betahaus war die GSG übrigens selbst nicht ganz unbeteiligt am Boom vor Ort.

Das ist die Geschichte hinter den Neubauten rings um den Moritzplatz, von denen einige architektonisch durchaus gelungen sind. Zu erwähnen wäre hier in der Ritterstraße das Atelierhaus von Jörg Ebers (2014), die Gewerbebaugruppe mit Leichtbetonfassade von BCO Architekten (2019) und das Bürohaus von Richter Musikowski Architekten, das in diesen Tagen fertiggestellt wird. Es handelt sich um architektonisch ambitionierte Gebäude, die einen Spaziergang durch diesen neu gewachsenen Stadtteil spannend und lohnend machen. Gleichzeitig aber ist der Unterschied zwischen den Straßenseiten eklatant: Nördlich der Ritterstraße die Neubauten, in denen junge, hippe Menschen für junge, hippe Unternehmen Geld machen. Und südlich um den Wassertorplatz mit der „Grauen Laus“ von Werner Düttmann eine der ersten großen Sozialbausiedlungen West-Berlins, die noch immer zu den ärmsten Quartieren der Stadt gehört. Solche krassen Gegensätze zu moderieren und auszugleichen ist der Stadtentwicklung bisher nicht gelungen. Es sind aber genau diese ökonomischen und stadtpolitischen Hintergründe, über die wir angesichts all der glänzenden, interessanten Neubauten sprechen müssen. Und zwar – man denke an all die leichtfertig vergebenen Chancen – durchaus mit der Faust in der Tasche, wenn wir durch die neue „Goldene Meile“ an der Ritterstraße flanieren.

Alle Fotos: Stephan Becker

STADTPOLITISCHES VERSAGEN

Die Gentrifizierung frisst ihre Pioniere, soweit kennt man die Geschichte natürlich schon. Rund um den Moritzplatz ist diese Entwicklung allerdings umso atemberaubender, wenn man bedenkt, dass der überwiegende Teil dieser Grundstücke noch bis 2000 im Besitz der landeseigenen Gewerbesiedlungs-Gesellschaft (GSG) war. Die hatte die Parzellen in den 1970er-Jahren in städtischem Auftrag als Umsetzflächen erworben, um Kreuzberger Betriebe aus anderen Sanierungsgebieten Ausweichmöglichkeiten bieten zu können. So waren Firmen wie Jacobs Kaffee, Pumpen Augustin oder besagte Ertex (Erkelenz-Textilien) an den Moritzplatz gekommen. Noch 2007 (!) beschloss der Berliner Senat in Folge des Berliner Bankenskandals und der Finanzkrise von 2001 den vollständigen Verkauf der GSG an private Investoren. Mit der



Modulor ist allen Berliner Architekt*innen ein Begriff. Im Jahr 2011 bezog das Modellbaugeschäft zwei Etagen in einem ungewöhnlichen Neubau am Moritzplatz in Kreuzberg. Das sogenannte Aufbauhaus darf als eines der ersten konzeptionellen Gewerbeprojekte der Stadt gelten. Myrta Köhler hat sich das Projekt und Gegend in der Baunetzwoche#226 näher angesehen. Seitdem ist dort kaum ein Stein auf dem anderen geblieben.



„Goldenes Zelt“ von Stephan Doesinger (2010), Foto: Christoph Mukherjee / QUIVID
 Rechts: „Elefant zu Besuch“ (2018) von Clea Stracke und Verena Seibt, Foto: Christoph Mukherjee / QUIVID

WAS WAR, WAS IST, WAS KOMMT



AUF NACH MÜNCHEN, WO DANK QUIVID BÄNKE ZU BRUNNEN WERDEN VON KATHARINA MATZIG

Kunst am Bau ist vielerorts eine noch immer gern belächelte Disziplin. Seit Jahrzehnten zeigt München, dass es auch anders geht: tiefsinnige Inspiration statt spröder Konsenskunst. Was ursprünglich der Verdienst von einzelnen Persönlichkeiten wie dem früheren Baureferenten Horst Haffner war, hat unter Nina Oswald inzwischen eine breite institutionelle Basis.

„Fünf Jahre QUIVID. München leistet sich ein ambitioniertes Kunstprogramm – wie lange noch?“ So fragte die Baunetzwoche am 14. September 2007 im Rahmen der 46. Ausgabe. Nina Oswalds Antwort über Zoom 14 Jahre, 7 Monate und 20 Tage später kommt lachend und prompt: „Für immer und ewig natürlich, was denn sonst?“

Sie muss es wissen, in ihren berufsbedingten Optimismus mischt sich die langjährige Expertise: Seit mehr als zwanzig Jahren arbeitet die Kunsthistorikerin im Baureferat der Stadt München, seit 2011 ist sie Leiterin des dort angesiedelten Münchner Kunst am Bau-Programms, für das zudem noch zwei Teilzeitstellen geschaffen wurden. Seit 2001 trägt es den vom Künstler Adib Fricke erschaffenen Kunstbegriff QUIVID. Mag der Name, der sich – vereinfacht und wenig kunstvoll ausgedrückt – aus dem lateinischen qui: wer und videre: sehen zusammensetzt, noch halbwegs neu sein, das Konzept, die Münchner Stadtgesellschaft mit Kunst ein bisschen besser zu machen,

oder zumindest die wirtschaftliche Not der Künstler zu mildern, ist es nicht. Bereits in den 1920-Jahren wurden die Postbauten von Franz Holzhammer, Robert Vorhoelzer und Walther Schmidt mit Reliefs und Plastiken von Karl Knappes, Josef Wackerle und Eugen Kindler ausgeschmückt. Von 1985 an und bis heute gilt in Bayern die Regel, dass bis zu zwei Prozent der reinen Baukosten bei kommunalen Bauaufgaben für Kunst am Bau und Kunst im öffentlichen Raum zur Verfügung stehen. Dabei wird das beauftragende Baureferat beraten von einer alle sechs Jahre neu besetzten Kommission, die aus sechs Stadträten besteht, dem Vorsitzenden des betroffenen Bezirksausschusses, aus zehn Kunstfachleuten, einem freischaffenden Architekten oder einer Architektin sowie den jeweils planenden Architekten. Der Mix aus Politikern und Fachleuten und vor allem der Überhang der Künstler, so Nina Oswald, war lange in Deutschland einzigartig.



„Wegweiser“ von Monika Kapfer (2016), Foto: Hans Engels / QUIVID
Rechts: „Sieben Flieger“ von Haubitz + Zoche (2012), Foto: Haubitz + Zoche / QUIVID





ERSTE BEGEGNUNGEN MIT KUNST

Für die 2011 gestartete „Ausbauoffensive“ für mehr Kindertageseinrichtungen in der Stadt, die sich bislang baulich in nicht weniger als 65 neuen Kitas manifestiert, und die 2014 beschlossene „Schulbauoffensive“, die Bauprojekte für 95 Schulen genehmigte, wurden sogar ein Extraprogramm aufgelegt: Bis zu 50.000 Euro lässt die Stadt München sich die Implementierung eines Kunstwerks in, an oder im Umfeld der Krippen und Kindergärten kosten, bis zu 200.000 Euro sind es für Schulen. Wie wichtig der Stadt die „Kunst für Kinder“ ist, belegt der Blick in das im Oktober 2019 herausgegebene, entsprechend betitelte Buch: Fünf Teams aus Künstlerinnen und Künstlern untersuchten, ob und wie die entstandenen Kunstprojekte denn tatsächlich bei ihren Nutzern ankommen. „Wir könnten gar nicht ohne“, wird eine Erzieherin zitiert. Das gilt auch für Nina Oswald. Schließlich ist für viele Kinder und Jugendliche die Begegnung mit einem QUIVID-Projekt die erste Begegnung mit zeitgenössischer Kunst. Und die ist, das sollten wir inzwischen alle begriffen haben, ebenso elementar und möglichst früh zu implementieren wie die Vermittlung baukultureller Bildung.

Dem hohen Anspruch von QUIVID entspricht die schiere Zahl an Werken, die seit 1985 entstanden sind, tatsächlich. Es sind, überschlägt Nina Oswald, mehr als 400.

ZUGÄNGLICH MIT TIEFGANG

Über 90 Projekte, die sich entweder im öffentlichen Raum befinden oder von diesem aus gut sichtbar sind, listet der aktuelle QUIVID-Kunststadtplan für München. Das Faltnetz erscheint inzwischen in vierter Auflage, und ist, erstveröffentlicht 2017, längst nicht mehr auf dem neuesten Stand der Kunst: Die Arbeit „Umsonst und Draußen“ kam beispielsweise zu spät. Der 2021 fertiggestellte Brunnen auf dem ein wenig euphemistisch benannten Bauhausplatz im Münchner Domagkpark, einem im Norden Schwabings gelegenen Viertel, in dem 2013 die Bauarbeiten für 4.000 Bewohnerinnen und Bewohner begannen, ist das jüngst fertiggestellte QUIVID-Projekt. Im



„A Little More Love“ von änderungsatelier (2008), Foto: Peter Schinzler / QUIVID
 Links: „Malwerkstatt für den Untergrund“ von Mutter/Genth (2010), Foto: Christoph Mukherjee / QUIVID
 Mitte: „Sophora Sophia“ von Alix Stadtbäumer (2010), Foto: Christoph Mukherjee / QUIVID



„Umsonst und Draußen“ von Olaf Metzel (2021), Foto: Florian Holzherr



„Light Waves“ von Kurt Johannessen (2017),
Foto: Oliver Heissner / QUIVID



Rechts: „Auf die Plätze“ von Stefan Wischnewski (2016),
Foto: Sebastian Schels / QUIVID

Partizipationsverfahren formulierten die neuen Domagkianer den Wunsch nach „Licht und Wasser“. Der Bildhauer und Professor an der Münchner Akademie der Bildenden Künste Olaf Metzel übersetzte ihn in eine Brunnenkulptur aus 54 auf- und übereinander gestapelten Bänken, über die seit kurzem Wasser rinnt. Gemeinsam mit den Landschaftsarchitekten Burger Kühn hatte er sich im zweistufigen Planungsworkshop durchgesetzt, bei den umstehenden 51 Bänken wurde die Lattung teilweise durch LED-Leuchtröhren ersetzt.

Und natürlich sind weitere Projekte längst in Planung: Noch drei Jahre wird es voraussichtlich dauern, bis die Skulptur von Alexandra Bircken über dem Tunnelleingang am Oskar-von-Miller-Ring, der am Münchner Haus der Kunst vorbei vor der Bayerischen Staatskanzlei in den Untergrund abtaucht, fertiggestellt sein wird. Die Arbeit, das verrät Nina Oswald jetzt schon, nimmt Bezug auf die Reiterstandbilder der Stadt und setzt sich mit Kraft, Bewegung und dem Ort gemäß wohl zwangsläufig auch mit

Pferdestärken auseinander, um die man in der Landeshauptstadt nun wirklich nicht verlegen ist. Vorher, in diesem Sommer, wird aber schon das Lichtkunstkonzept von Olaf Nicolai und dem Berliner Lichtplanungsbüro Studio Dinnebieer in Freiham fertiggestellt werden. Die neue Kleinstadt für 25.000 Einwohnerinnen und Einwohner im Münchner Westen wird dann zu „Freiham illuminata / Luce del respiro“. Das Team verspricht ein Projekt, das sich aus Daten ergeben soll, die der Stadtteil selbst erzeugt.

Wer allerdings den Kunstwettbewerb gewinnen wird, der sich mit dem Maria-Nindl-Platz in der teils öko-mustersiedlungsmäßigen Wohnbebauung im Prinz-Eugen-Park in München-Bogenhausen auf ehemaligem Kasernengelände beschäftigt, weiß allerdings noch nicht mal Nina Oswald – das Verfahren läuft noch. Sicher ist jedoch: Die Frage, die sich an QUIVID stellt, muss nicht lauten „Wie lange noch?“, sondern: „Was kommt als nächstes?“

www.quivid.com

Der QUIVID- Kunststadtplan für München (Stand 2017) sowie das Buch „Kunst für Kinder“, das mit kurzen Texten und vielen Fotos 42 QUIVID-Projekte in Münchner Kindertagesstätten dokumentiert, sind kostenlos zu bestellen bei: quivid.bau@muenchen.de



Seit 2001 nennt sich das Münchner Kunst am Bau-Programm QUIVID. Sechs Jahre später war Oliver Herweg für die Baunetzwoche#46 vor Ort, um sich erste Resultate anzusehen – und zeigte sich durchaus beeindruckt. Inzwischen konnten noch viele weitere gelungene Arbeiten realisiert werden. Den Grenzbereich zwischen Kunst und Raum haben darüber hinaus auch einige andere Ausgaben und vor allem Künstler*innen-Portraits adressiert.



BAUT UNS 100 HÜTTEN!

VON KLEINSTARCHITEKTUREN ZU ALTEN INDUSTRIEHALLEN

VON CHRISTINA GRÄWE

Dem Berliner Büro Hütten & Paläste galt mit der Nummer 50 eine der ersten monografischen Ausgaben der Baunetzwoche. Auch der Blick über die Stadtgrenze ins umliegende Brandenburg war damals – zumindest unter gestalterischen Gesichtspunkten – noch vergleichsweise neu. Die kleinen Freizeitarchitekturen von Nanni Grau und Frank Schönert passten perfekt in jene Zeit. Ihren Themen sind die beiden treu geblieben, auch wenn heute schon mal große Industriehallen in Süddeutschland im Fokus stehen. Ein Wiedersehen.

„Wir haben die alte Baunetzwoche hervorgekramt – 15 Jahre ist das her!“, lautet die Begrüßung. Die alte Baunetzwoche, das ist die Ausgabe 50, erschienen im Oktober

2007; der Hauptteil ist Hütten & Paläste gewidmet. Das Berliner Büro, gegründet von Nanni Grau und Frank Schönert, war gerade zwei Jahre jung. Die damalige Auftragslage als überschaubar zu beschreiben, ist geschönt. Heute sitzen die beiden zusammen mit rund 15 Mitarbeiter*innen in einem ehemaligen Trickfilmstudio. Schon hier zeigt sich ein typischer Ansatz von Hütten & Paläste, nämlich bereits Vorhandenes (teils) zu belassen und sich für neue Zwecke anzueignen: Einige der mit Glaswänden abgetrennten Arbeitsboxen sind geblieben, andere Raumaufteilungen noch als Spuren auf dem Boden erkennbar.

Dem Einstieg in die Selbstständigkeit ging bei beiden das Architekturstudium, unter anderem an der heutigen Universität der Künste UdK-Berlin, und die Mitarbeit in verschiedenen Architekturbüros voraus; Frank Schönert ist außerdem studierter Molekular-Biologe. „Es wartete zu der Zeit keiner auf dich. Es blieb nur, ins Ausland zu gehen, der reiche Onkel oder eine Nische“, beschreibt Nanni Grau die prekäre Anfangszeit.



Nanni Grau und Frank Schönert im Büro in Berlin, Fotos: Oliver Schmidt

Links: MiLa, die Minilaube (2006), Bausatz zum Selbstbau für eine Grundfläche von 16 Quadratmeter für eine schmale Parzelle; Mindestkomfort mit Hauptraum, Küchenzeile, Biotoilette und Geräteschrank. Foto: Claudia Angelmaier



Die beiden entschieden sich für eine Nische: das Einraumhaus. Mit ihren prototypischen Laubenpieperhütten, bunt, variabel und zugleich höchst durchdacht, stießen sie sowohl auf Skepsis als auch Begeisterung. Diese Kleinstarchitekturen zwischen 16 und 24 Quadratmetern werden heute noch nachgefragt. Sie selbst haben sich davon mittlerweile zurückgezogen. Was sie aber während der Entwicklung dieser Häuschen zu Entwurfspotentialen von Regelwerken gelernt und selbst aufgestellt haben, wie sie immer weiter in die Komplexität einer noch so kleinen Architektur vorgedrungen sind, das begleitet sie weiterhin. „Vieles davon lässt sich auf größere Projekte übertragen“, sind sie sich einig. Ihre Nische haben sie nicht verlassen, aber den Bewegungsspielraum vergrößert und Maßstabssprünge unternommen.

Ob Hütte oder ausgewachsenes Haus, sich von Vorgefundenem inspirieren zu lassen, reizt Nanni Grau und Frank Schönert weit mehr, als neu zu bauen. Das war schon so, lange bevor das Bauen im Bestand und die Transformation von Abrissbedrohtem zum guten Ton gehörten. „Wir lassen immer möglichst viel stehen und setzen auf einfache, minimalinvasive Maßnahmen, die wenige Ressourcen verschlingen“, erläutert Nanni

Gräu die Herangehensweise. „Forschendes Entwerfen“ nennt sie das auch. Es verbindet sich immer eine Frage damit, die im besten Fall in einem Prototyp für eine neue Architektur mündet. Das verträgt sich selten mit Wettbewerben, und so beteiligen sie sich auch nur an ausgesuchten, möglichst eingeladenen Verfahren. „Wir gewinnen glücklicherweise viele der Wettbewerbe, an denen wir teilnehmen“, sagt Frank Schönert.

Der erste Maßstabssprung noch während der Einraumhaus-Phase waren größere Wochenend- oder Ferienhäuser. Sie tragen unverkennbar die erprobte Handschrift, bestehen nämlich meist ebenfalls aus einem sparsamen Raumprogramm. Küche, Bäder und Stauraum sind als boxenartige Möbel in den leeren Raum eingestellt. Die Räume erweitern sich durch große Fenster und Terrassen nach draußen und nutzbare Satteldächer nach oben.



Das Holzmarkt-Dorf auf dem ehemaligen Areal der nicht nur in Berlin legendären Bar 25 feiert 2022 sein zehnjähriges Bestehen. Foto: Oliver Schmidt

Links: Auch das größere Landhaus Wall (2015) ist für eine gute Raumaussnutzung optimiert. Die Individualräume lassen sich durch einen „Schalraum“ erweitern, andere Nutzungen sind in einer Box untergebracht. Foto: Oliver Schmidt



Bei einem Scheunenumbau auf Hof Prädikow (2021) war das Konzept, möglichst viel des Bestands zu erhalten und neue Elemente überwiegend als leichte (Holz-)Einbauten zu integrieren. Foto: Studio Bowie



Transformation der U-Halle in Mannheim: Nach der BUGA 2023 wird voraussichtlich weiter zurückgebaut, die Tragstruktur jedoch bleibt erhalten. Foto: BUGA Mannheim

Links: Scheunentransformation auf Hof Prädikow, Foto von Studio Bowie

Einen Wendepunkt in der Arbeit brachten 2012 die genossenschaftlich organisierten Initiator*innen des Holzmarkt-Dorfs am Friedrichshainer Spreeufer. Sie hatten einen zunächst paradox klingenden Auftrag: „Baut uns eine unfertige Architektur. Baut uns 100 Hütten!“ Hütten & Paläste schlugen eine Struktur als Basis zum Selbstaus- und -weiterbau auf dem Gelände vor, die aus vier robusten, preiswerten und unkompliziert zu errichtenden Hallen aus Betonfertigteilen besteht. In ihnen, auf ihnen und um sie herum wuchsen sukzessive Ateliers, Werkstätten, Läden, Cafés und Büros.

Seither arbeiten die Architekt*innen häufig mit Gruppen wie Vereinen, Genossenschaften und Stiftungen. Nanni Grau und Frank Schönert ist dabei wichtig, dass die Auftraggeber*innen sich bereits selbst organisiert haben und ihnen klare Ansprechpartner*innen nennen. Sie selbst bringen Ideen und das Entwerfen mit; sie sind trotz aller Sympathie für partizipatorische Prozesse wenig interessiert an einer moderierenden Rolle. Zu diesem Arbeitsumfeld passt, dass Hütten & Paläste sich zu besonderen Standorten hingezogen fühlen, ungewöhnliche Herausforderungen ein-

geschlossen. „Wir gehen dahin, wo es wehtut“, fasst es Frank Schönert zusammen. Es passt auch, dass ihre Architektur sich immer an Menschen richtet, die gemeinsam etwas erleben oder tun möchten. Auf der Suche nach einem Nenner dafür fällt der Begriff Begegnungsraum.

Jüngere Beispiele und solche, die in den Startlöchern stehen, belegen sehr anschaulich, dass es Hütten & Paläste immer um bewegliche

Architektur geht. Ihre Häuser dürfen nicht nur, sie sollen sich verändern und verschiedene Zyklen durchleben – wie auch die Menschen, die sich dort aufhalten. So ist im Sommer 2021 im Brandenburger Dorf Prädikow der neue Mittelpunkt nicht nur eines großen Vierseitenhofs, sondern des gesamten Dorfs fertig geworden: In der alten Scheune entstand ein „Dorfwohnzimmer“ für sowohl Alteingesessene als auch neu Hinzugezogenen, bestehend aus Gemeinschaftsküche, Veranstaltungs- und Seminarräum sowie Co-Working-Space. Angetreten sind hier eine Mietergenossenschaft und eine Stiftung, um auf dem insgesamt neun Hektar großen Areal schrittweise einen neuen Wohn- und Arbeitsort einschließlich Hofladen und Dorfkneipe zu schaffen.

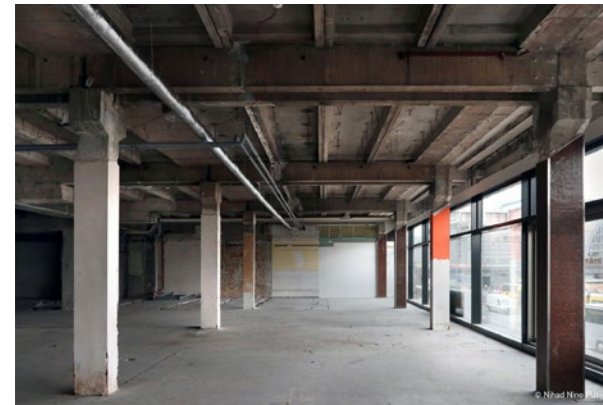
Ebenfalls in Stufen ist ein Prozess auf dem ehemaligen Spinelli-Gelände in Mannheim geplant. Hier konnten Hütten & Paläste einen Wettbewerb zur Transformation einer U-förmigen, ursprünglich militärisch genutzten Halle mit der Idee gewinnen, sie zwar zu erhalten, aber stellenweise für die neue Nutzung durch die Bundesgartenschau zu öffnen und dadurch neue Blick- und Wegebeziehungen herzustellen.

Auch mit reiner Innenraumgestaltung beschäftigen sich Hütten & Paläste inzwischen: Seit Herbst 2021 kann die Fritz-Kirchhoff-Schauspielschule eine umgebaute Etage der ehemaligen Sarotti-Fabrik in Berlin-Tempelhof bespielen, wo sich wieder Bestandsspuren mit sparsam eingesetzten Einbauten verbinden. Und für das neue Interimsquartier der Berliner neuen Gesellschaft für bildende Kunst nGbK, die in eine ehemalige McDonalds-Filiale am Alexanderplatz zieht, entsteht ein aneignungsfähiges Raumkonzept. Baubeginn ist 2023. Der Philosoph Ludger Schwarte lieferte mit „Salon no finis“ das Stichwort für den nie abschließend definierten Raum der Kunstinstitution.

Hier schließt sich ein Kreis, denn schon zu Beginn ihrer Karriere arbeiteten Nanni Grau und Frank Schönert mit dem befreundeten Schwarte zusammen: Das „Parlament der Öffentlichkeit“ entstand 2004/05 in Form eines quatschbunten Modells für die Ausstellung „Making Things Public“ im Zentrum für Medientechnologie Karlsruhe ZKM. Schon damals galt, was Nanni Grau und Frank Schönert bis heute umtreibt, ob in Berlin, Prädikow oder Mannheim: Sie sind überzeugt, dass den Herausforderungen der Zeit, in der wir leben, mit einem neu erwachenden Bewusstsein für den gesellschaftlichen Zusammenhalt begegnet werden muss. Ihre Architekturen sollen dabei helfen.



Schauspielschule in Berlin (2021) in einer alten Fabriketage: Die Tragstruktur bleibt offen, die Unterrichtsräume sind in eigenständigen „Kisten“ untergebracht und hinter den silbernen Vorhängen verbirgt sich der „Fundus“ mit Requisiten, Werkstatt, Teeküche und Umkleiden. Foto: Oliver Schmidt



www.huettenundpalaeste.de

Rechts: Der Kunstverein nGbK bezieht gerade neue Räume am Berliner Alexanderplatz. Der vorhandene Stahlbetonskelettbau liefert den Rahmen, der nach den Vorstellungen der Kurator*innen verändert werden kann. Foto: Nihad Nino Pusija

Monografische Ausgaben zu einzelnen Büros sind im Archiv eher die Ausnahme. Portraits junger Architektinnen und Andersmacher wie 2007 die Baunetzwoche#50 zu Hütten & Paläste erhielten aber insbesondere mit den Shortlist- und Grenzgängerausgaben ein dauerhaftes Format.

Fotos: © Gerhardt Kellermann (unten), © RRR / Future Documentation / EO



REALITÄT UND WUNSCHDENKEN KLAFFEN AUSEINANDER

MUCK PETZET ZUM THEMA DES DEUTSCHEN PAVILLON IN VENEDIG 2012

INTERVIEW: FRIEDERIKE MEYER

Reduce Reuse Recycle: Mit diesen drei Schlüsselbegriffen aus der Abfallwirtschaft hinterfragten Sie als Kommissar des Deutschen Pavillons auf der Architekturbiennale 2012 in Venedig den Umgang mit der Ressource Architektur. Sie forderten damals eine kluge und unverkrampfte Auseinandersetzung mit dem Baubestand. Hat sich seitdem etwas bewegt?

Muck Petzet: Ich denke schon. Heute reden alle, also Kollegen, Verbände, Presse und sogar Politiker, von der Bedeutung des Bestandes, haben die ‚graue Energie‘ als Thema entdeckt. Die 3R werden vielfach zitiert und immer mehr verstanden. Ich denke, heute hätten wir weniger Unverständnis mit dem Thema geweckt - und wesentlich bessere Chancen, Sponsoringgelder zu bekommen. Gleichzeitig wird nach wie vor (fast) hemmungslos abgebrochen und neu gebaut. Realität und Wunschenken klaffen massiv auseinander. Gerade wird ‚zirkuläres Bauen‘ als ‚neues‘ Thema entdeckt. Bereits jetzt gibt es mehr Symposien und Forschungen über zirkuläres Bauen als fundierte Umbautheorie. Damit wird wieder der Fokus auf ein ‚weiter so‘ gelegt wie damals bei der ‚Energieeffizienz‘. Intelligenter Umbau, das heißt die minimal mögliche Intervention, wird nach wie vor als unsexy empfunden, auch wenn es immer wieder erfreuliche Zeichen gibt wie etwa den Pritzkerpreis für Lacaton & Vassal.

Der Deutsche Pavillon auf der Biennale in Venedig 2012 stand unter dem Thema "Reduce Reuse Recycle".
Foto: © Luca Girardini



Sie haben damals 16 Projekte ausgestellt. Darunter umgebaute Plattenbauten in Leinefelde, das Studentendorf in München, den Ostflügel am Museum für Naturkunde in Berlin und einen Reihenhausumbau in Aachen. Zehn Jahre sind seit der Ausstellung in Venedig vergangen. Wenn Sie zu „Reduce Reuse Recycle“ heute eine Ausstellung kuratieren sollten, auf welche aktuellen Projekte würden Sie verweisen?

Die Plattenbauten in Leinefelde waren nicht in der Ausstellung, sondern in der Bau-netzwoche als Beispiel für unsere eigenen Arbeiten abgebildet. Da fände ich heute unsere Minimalsanierung der Wohngemeinschaftshäuser in Berlin konsequenter. Generell würde ich inzwischen lieber eine internationale Ausstellung zu Umbaustrategien machen. Wir haben das 2016 in Mendrisio nachgeholt mit Beispielen, wie das Gebäude der PS Caritas von de vylder vinck taillieu. Wir haben dazu auch eine Website erarbeitet: www.reduce-reuse-recycle.info.



Foto: © Muck Petzet Architekten

Seit 2014 lehren Sie „Sustainable Design“ an der Accademia di architettura Mendrisio, einer Schule, die eher für formale Ansätze und Diskurse bekannt ist. Wie vermitteln Sie dieses Thema Ihren Studenten?

Die Studenten sind sehr interessiert an nachhaltigen Strategien wie etwa Weiternutzung und Vermeidung. Sie möchten gerne lernen, ‚das richtige zu tun‘, effektiv zu handeln, statt Effizienz zu erzeugen. Da gibt es keinerlei Vermittlungsschwierigkeiten. Wir haben mit den Studenten auch unser Verhalten und unsere Strukturen in der Accademia untersucht und gefragt, inwieweit sich hier Nachhaltigkeit implementieren lässt. Zum Beispiel, inwieweit der Modellbau, eine große Stärke und Tradition der Schule, in Hinblick auf mehr Ressourcenschonung und Müllvermeidung transformiert werden kann. Klar wurde aber auch, dass der größte Nachhaltigkeits-Hebel einer Architekturschule natürlich in der Vermittlung einer Haltung besteht. Die Studenten ahnen zumin-

dest, dass die Welt, in der sie arbeiten werden, eine andere sein wird, in der sie nicht mehr als Entwerfer von Neubauten, sondern als Entwickler des Bestandes eine neue Rolle finden müssen, als Initiatoren von Projekten und Programmierer der Software von Gebäuden. Die formale Bildung und die Fähigkeit der zukünftigen Architekten, Visionen zu entwickeln und überzeugend darzustellen, ist dabei kein Hindernis, sondern trifft auf ein Arbeitsfeld, in dem auch andere Fähigkeiten gefragt sind. So schreiben wir zum Beispiel auch Businessmodelle für die Entwürfe und hinterfragen sehr stark die soziale Relevanz der Programme oder die ökologische Effektivität der Projekte.

... und viele mehr ;)

Umfangreiche Ausgaben zur Architekturbieniale in Venedig gehörten von Beginn an zur Baunetzwoche. Neben dem Fokus auf den Deutschen Pavillon und die Hauptausstellung verweisen sie oft auch auf Sehenswertes jenseits von Giardini und Arsenale.

_Elektro

Ferraris-Zähler
Gateway
Hutschiene
OSI-Modell
Smart Meter
Totmannschaltung

... noch Fragen?

Baunetz_Wissen_

sponsored by **JUNG**



BARCELONA VON OBEN

Die frisch eröffnete Installation „Mirador Torre Glòries“ in einem der höchsten Häuser von Barcelona will nichts weniger als das Konzept der Aussichtsplattform neu erfinden: Der Künstler Tomás Saraceno hat in der Kuppel des von Jean Nouvel geplanten, 2005 noch unter dem Namen Torre Agbar eröffneten Hochhauses ein begehbares, interaktives Kunstwerk geschaffen. Es lädt zu einem Rundgang über 113 so genannte Wolkenräume und erlaubt Blicke in alle Richtungen – räumlich wie zeitlich. Das Projekt ist wenn man so will ein doppeltes „Revisited“ – im Turm von Jean Nouvel und bei der Baunetzwoche#240 über Tomás Saraceno. *fm // Fotos: © Tomás Saraceno /*